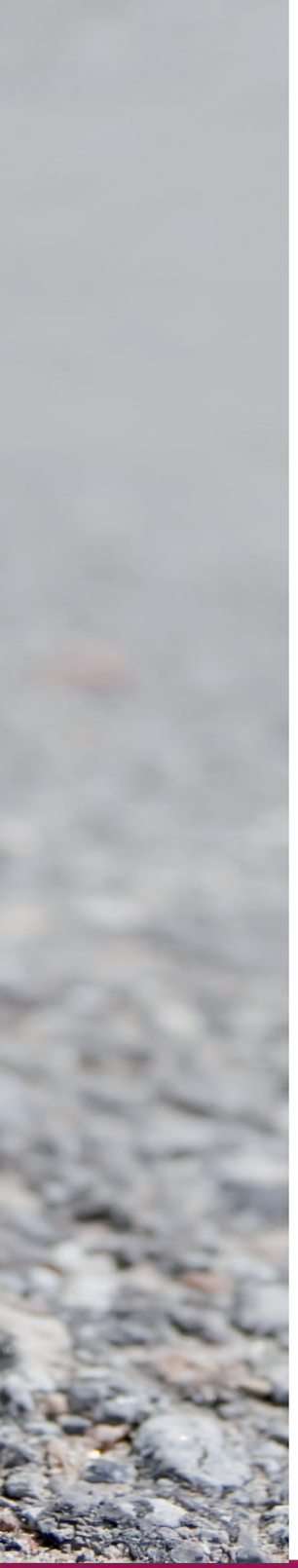
Ausgabe 26

LebensZeiten

Ein Magazin über das Unvermeidliche und für das Leben danach

Trotz alledem



Gedicht

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einst ein süßes Bild;
Nun das süße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder sind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüt,
Und um ihre Angst zu bannen,
Singen sie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich singe
Jetzo in der Dunkelheit;
Klingt das Lied auch nicht ergötzlich,
Hats mich doch von Angst befreit.

Heinrich Heine

Erste Worte

Liebe Leserinnen und Leser,

es sind ungewöhnliche, wilde Zeiten, in denen wir leben.

Die letzten Monate haben vieles von dem, was wir als selbstverständlich erachtet hatten, auf den Kopf gestellt. Wir waren gezwungen, fast jede Verhaltensweise auf den Prüfstand zu stellen. Im Nu sind neue Rituale entstanden – so etwas wie die Berührung von Ellbogen an Ellbogen als Ersatz für einen Handschlag oder eine Umarmung. Überall wird von Abstand gesprochen in dieser Zeit, in der man eigentlich besonders viel Nähe brauchen könnte.

Auch wir mussten Lebens*Zeiten* eine Ausgabe lang aussetzen.

Dafür ist diese Ausgabe nun sehr persönlich. Es ist unser Versuch, trotz Abstand Nähe herzustellen.

Ihre

Andrea Maria Haller
lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de

Inhalt

Lebenswege
Trotz allem: dankbar 6

Kunst, Kultur und Historisches
Im tiefen Fluss der Formen und Farben der Künstlerin Ida Kerkovious 4
In guter Gesellschaft: Ida Kerkovius auf dem Waldfriedhof 19

Lebensgeschichten
Einfach unschlagbar: unsere Frau Müller 12
Ziemlich unerschrocken: die Toni 16

Veranstaltungen und Tipps
Trauergruppen und Begleitung 24

In eigener Sache
Wie es uns ergangen ist 26
Gartenkonzert 25
Stellengesuch 25

Gesellschaft
Wandlung und Verwandlung: Dennoch in der Hoffnung bleiben 22

Gedicht
In mein gar zu dunkles Leben 2

Bildquellenangaben 24

Impressum 28

LebensZeiten erscheint vierteljährlich. Mit LebensZeiten wollen wir die Angst vor dem Tod und vor Trauer nehmen und uns für einen offenen Umgang mit diesen Themen einsetzen. LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, und Mut machen für das Leben danach. Hier erzählen wir die Geschichten der Menschen, die uns in unserer Arbeit als Bestatter begegnen.

Kunst

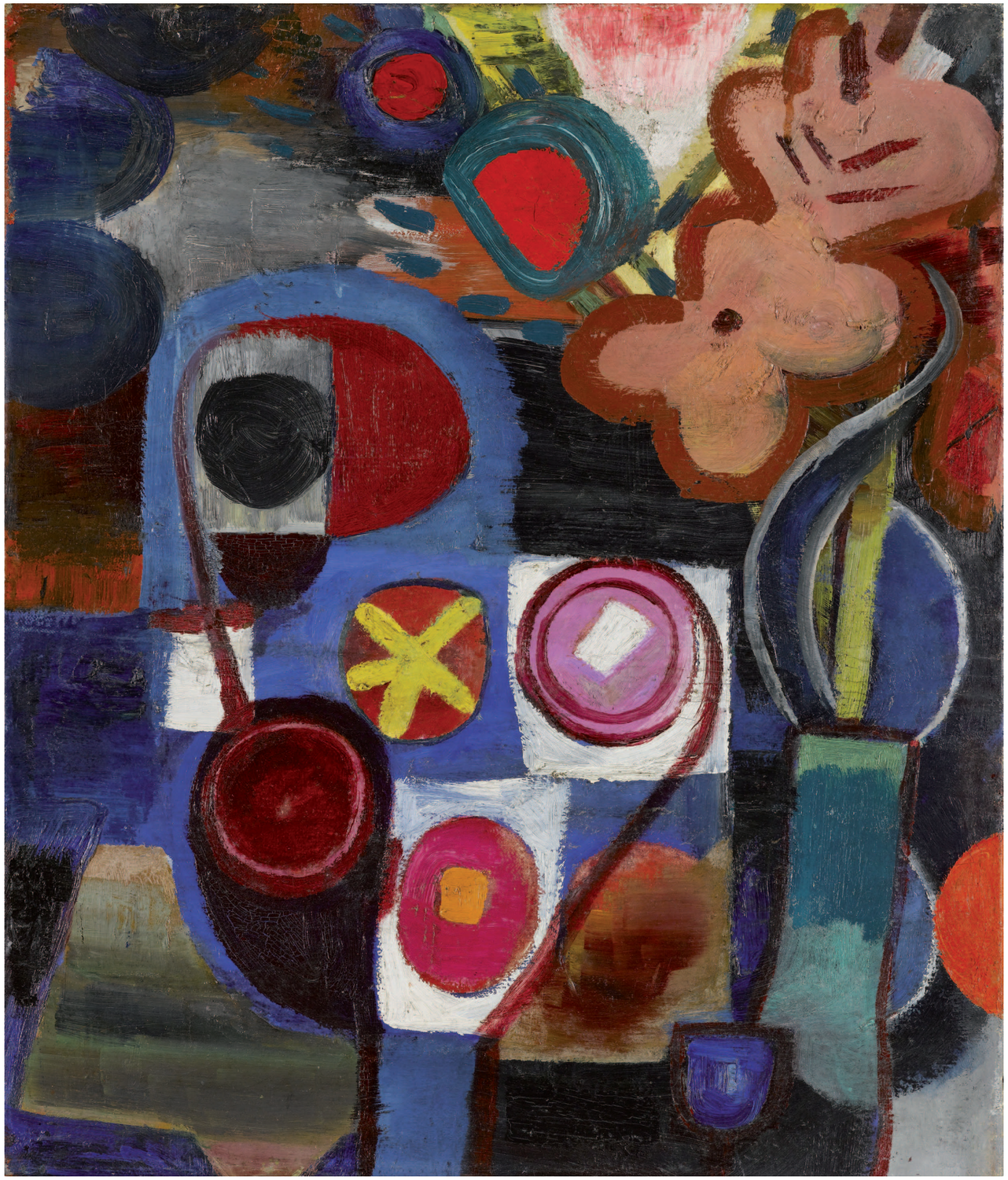
Im tiefen Fluss der Formen und Farben

Normalerweise stellen wir auf dieser Seite die Arbeiten lebender Künstler aus der Region vor. Aber diesmal hat uns Werner Koch für die Rubrik „In guter Gesellschaft“ einen Text über Ida Kerkovius geschickt (Seite 19). Das hat uns spontan überzeugt: Ihr Leben und ihr Werk passen perfekt in diese Ausgabe von LebensZeiten. Zumal man in diesen Wochen auch ihre Kunst aufsuchen kann – in der Staatsgalerie. Und so haben wir beschlossen, ihr auch diese Doppelseite zu widmen.

In den Werken von Ida Kerkovius sind viele Einflüsse sichtbar: Bauhaus, aber auch Spuren von Adolf Hölzel, Wassily Kandinsky und Paul Klee. Sie hat sich nie festlegen lassen. Ida Kerkovius war nicht „entweder – oder“, sondern immer „sowohl – als auch“. Ihre Werke sind gegenständlich und abstrakt, sie sind ein Festival an Farbintensität, an festen Formen und an frei Fließendem.

Sie hat in all den Wirren ihres Lebens ihren kreativen Geist nicht preisgegeben. Auch nicht, als ihre Freiheit durch das NS-Regime eingeschränkt wurde – und auch dann nicht, als ihre Werke durch Bomben verlorengingen. Sie hat weiterhin ihre Leidenschaft zum Ausdruck gebracht. Trotz alledem. Und vielleicht gar deswegen.

Bis Mitte September werden Werke von Ida Kerkovius in der Stuttgarter Staatgalerie ausgestellt.



Trotz allem: dankbar

Unser Kollege Heiko Hauger hat sich an den Ostertagen von seinem Vater verabschieden müssen. Hier erzählt er, wie komplex das Abschiednehmen zu Corona-Zeiten für ihn war.

Es ist Gründonnerstag. Das lange Osterwochenende steht vor der Tür. Dieses Mal wird es ganz anders werden ohne Gottesdienste, die ich sonst in der Kirche feiere, um tiefer in das Geheimnis von Tod und Leben einzutauchen, ohne Familienbesuch und ohne Treffen mit Freunden. Der Lockdown ist da und die Angst vor dem Coronavirus allgegenwärtig. Was für Kartage uns als Familie bevorstehen und welchen Ausgang diese Osterwoche nehmen wird, ahne ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Es ist kurz vor der Mittagspause, als mein Handy klingelt. Ich sehe die Nummer meines Vaters auf dem Display. Ich weiß sofort: Das bedeutet nichts Gutes. Papa ist seit Anfang der Woche in der Klinik. Vor drei Jahren hatte er eine große Herzoperation, sein Blutbild hatte sich im Laufe der Jahre verschlechtert. In den Frühjahrswochen war seine Herzleistung spürbar schlechter gewesen, er hatte seine Herzschwäche beim Gehen gespürt und war sehr leicht außer Atem geraten. Bei meinem letzten Besuch hatte ich meine Eltern gedrängt, dass Papa zum Kardiologen muss. Der Arzt hat Papa – trotz Corona – in die Klinik eingewiesen, um die Werte abzuklären und Maßnahmen zu ergreifen. Und jetzt der Anruf.

Mit tränenerstickter Stimme versucht mein Papa zu sprechen. Der Arzt hat ihm erklärt, dass die Situation sehr ernst ist. Er soll mit seiner Familie sprechen und alles klären, was offen ist. Er soll auch besprechen, wie er bestattet werden möchte. Er sagt, er möchte eine Feuerbestattung und keine Wiederbelebung, falls das Herz aufhört zu schlagen.

> Wegen Corona können wir jetzt nicht bei Papa sein, seine Hand halten, gemeinsam weinen.

In meinem Kopf gehen alle Gedanken durcheinander. Mein Atem stockt, und auch ich habe fast keine Stimme. Ich sage ihm, dass wir das alles so machen, wie er es will. Und dass wir ihn lieben! Wegen Corona können wir jetzt nicht bei Papa sein, seine Hand halten, gemeinsam weinen. Das bricht uns allen das Herz. Es ist nicht auszuhalten. Papa sagt: „Da muss ich jetzt alleine durch!“ Ich erwidere: „Wir werden dafür kämpfen, bei dir zu sein.“ Nach dem Telefonat sinke ich zu Boden, aber ich spüre ihn nicht. Meine Kolleginnen im Büro, Andrea und Uschi, halten mich in diesem Moment.

Wie surreal alles ist. Noch vor wenigen Wochen wäre es unvorstellbar gewesen, einem Schwerkranken nicht beistehen zu können. Das Telefon ist so ein schwaches Vehikel, um unsere Zuneigung auszudrücken. Man muss immer etwas sagen mit diesen Apparaten in der Hand. Man kann eben nicht die Hand halten und einfach da sein. Dass wir in dieser Situation nicht beieinander sein können, ist für uns alle kaum zu ertragen. Mama und Papa sind seit 56 Jahren zusammen und können es jetzt in dieser Situation nicht sein – unvorstellbar!

Ich rufe den Arzt an, wie es mir Papa aufgetragen hat. Ich will noch mehr Klarheit über die Diagnose bekommen und dann meine Mutter und meine Schwester informieren. Der Arzt nimmt sich Zeit und erklärt mir die Ergebnisse der Untersuchungen. Papa hat einen Thrombus in der Herzkammer, seine künstliche Herzklappe funktioniert nur eingeschränkt, auch seine Nierenwerte sind äußerst schlecht. Mir laufen die Tränen, und ich schreibe genau mit, um es danach meiner Familie zu erklären: „Es gibt nur eine geringe Chance auf Besserung.“

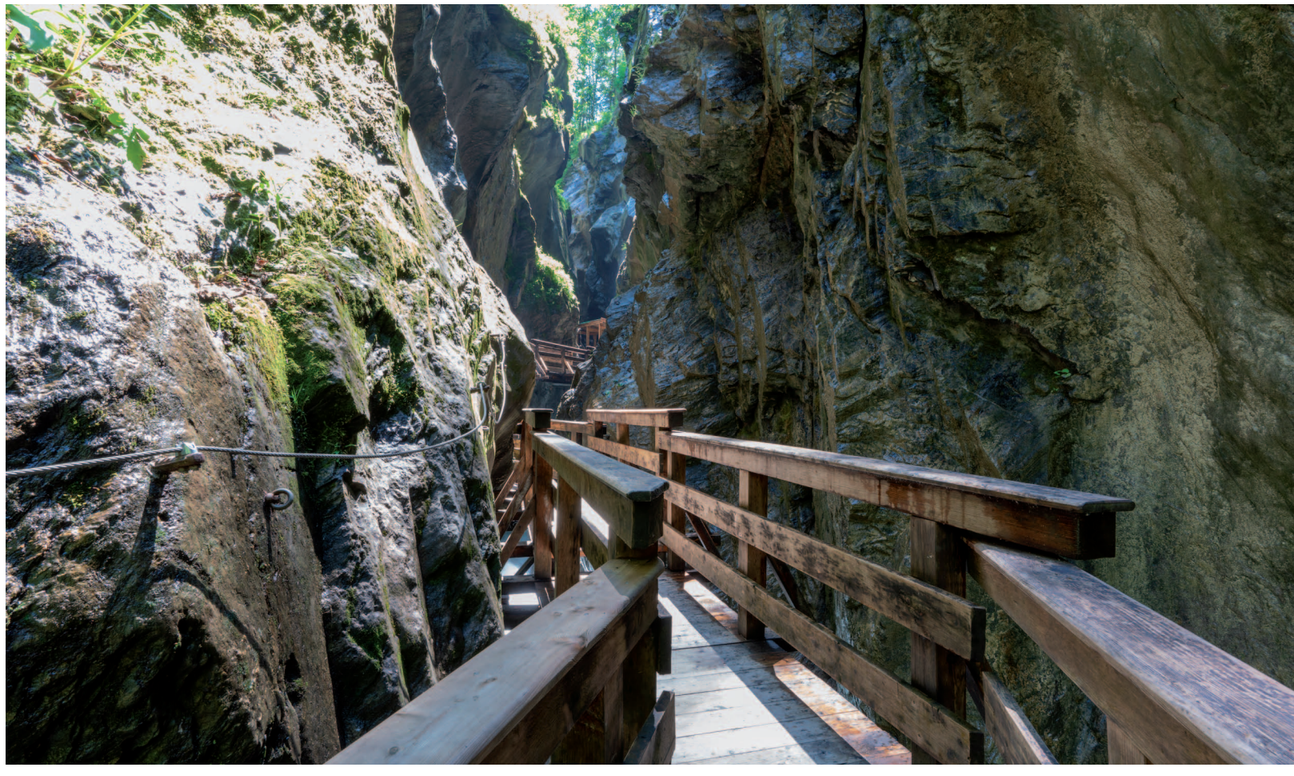
Ich bitte den Arzt eindringlich, dass wir zu Papa dürfen, wenn er im Sterben liegt. So, wie es auch die Corona-Verordnung zu diesem Zeitpunkt vorsieht. Doch ab wann ist jemand sterbend? Papa ist ein Grenzfall, denn einerseits könnte sein Herz jeden Moment aufhören zu schlagen, andererseits gibt es noch eine kleine Chance. Der Arzt verspricht mir, dass wir zu ihm dürfen und er nicht alleine sterben muss. Nachmittags ein Anruf aus der Klinik: Wir können morgen dorthin kommen. Sie suchen nach einer Lösung.

Es ist Karfreitag. Meine Mutter, mein Mann und ich treffen uns an der Klinik, mit Mundschutz und Abstand. Papa wird zu uns gebracht an diesen Ausgang der Klinik, mit einem Rollstuhl und Sauerstoff an der Security vorbei. Endlich – wir können uns sehen. Wir sind alle sehr tapfer. Wir sprechen, wir sind auch einfach still, meine Mutter hält die Hand von Papa. Ich lasse sie später alleine. Wer weiß, ob sie einander nochmal sehen. Meine Schwester kommt nach einiger Zeit. Wir sind immer im Wechsel da und alle dankbar für die Begegnung. Wir schöpfen Hoffnung.

> Papa ist ein Grenzfall, denn einerseits könnte sein Herz jeden Moment aufhören zu schlagen, andererseits gibt es noch eine kleine Chance.

Am Osterwochenende gibt es keine weiteren Besuche bei Papa. Wir telefonieren alle immer wieder mit ihm. Es sind meist kurze Gespräche, weil Papa insgesamt sehr müde ist. Er sorgt sich um viele Dinge, um die Hausgeld-Abrechnung, die er noch erledigen wollte, und viele andere Details. Seine Hauptsorge gilt unserer Mutter. Auch Mama sorgt sich immer wieder, dass Papa alleine sterben muss. Ich rufe deshalb mehrfach auf der Station an und lasse mir die Situation beschreiben. Wie es wohl wäre, wenn wir einfach zu ihm könnten? Wären die Sorgen geringer?

Am Dienstag nach Ostern stehen noch einmal große Untersuchungen an. Die Ergebnisse sind alle niederschmetternd. Und die Ärztin, die



Lebenswege

jetzt mit mir spricht, ist im höchsten Maß unsensibel. Papas Zustand hat sich weiter verschlechtert. Ich insistiere nochmals auf die Corona-Verordnung, die ja die Begleitung Sterbender erlaubt. Davon möchte sie nichts wissen. Ich beginne am Telefon zu kämpfen und verlange nach dem Arzt vom ersten Gespräch. Er beruhigt mich und verspricht, dass Papa nicht alleine sterben muss und sie jetzt seinen Fall beraten.

Es ist Mittwochmorgen, und die Klinik ruft an: Meine Mutter, meine Schwester und ich dürfen zu ihm, im Wechsel. Die Enkel – sie sind zum Teil noch klein – sind nicht gestattet, auch keine anderen Personen. Ich spüre eine seltsame Mischung aus Erleichterung und Trauer über den nahen Tod. Was für verrückte Zeiten. Die Gänge im Klinikum sind so leer. Mir fällt auf, wieviel Leben doch normalerweise in einem Krankenhaus ist, obwohl wir den Ort so oft nur mit Leid in Verbindung bringen. Wie froh wir sein dürfen, in normalen Zeiten, dass wir Menschen besuchen können. Ich werde nie mehr sagen: „Ins Krankenhaus geht man nicht gern."

Es sind Momente voll Liebe und Zuneigung, für die ich mein Leben lang dankbar sein werde.

Papa liegt in seinem Bett. Aufstehen kann er nicht mehr, aber er ist ganz klar. „Ich weiß, warum ihr kommen dürft", ist sein Satz zur Begrüßung. Bei meinem ersten Besuch weine ich vor der Tür, ich möchte nicht im Zimmer weinen. Und doch haben Papa und ich Tränen in den Augen, als wir uns sehen. Ich nehme kurz die Maske ab und küsse ihn auf die Stirn. Es sind Momente voll Liebe und Zuneigung, für die ich mein Leben lang dankbar sein werde. Ich halte seine Hand. Wir sprechen miteinander und lachen auch über die viel zu lange Aufgabenliste, die er mir übergibt. Angefangen damit, dass ich für Geschenke sorgen soll, wenn die Enkel Geburtstag, Erstkommunion oder Hochzeit haben, sozusagen in seinem Namen. Ich soll auch den Hausverkauf organisieren, die Kfz-Versicherung umschreiben lassen, …

Mama darf sogar im Krankenzimmer übernachten. Was für ein Geschenk – wie schön für die beiden. Ich muss an all diejenigen denken, die allein auf der Corona-Station liegen, wohl wissend, mit wieviel Engagement sich die Pflegekräfte und Ärzte kümmern.

Es ist Freitag. Ich bin bei Papa und spreche ihm einen Sterbesegen zu. Ich mache ein Kreuz auf seiner Stirn – so, wie es meine Eltern bei mir gemacht haben zur guten Nacht. Es ist unsere letzte bewusste Begegnung. Beim Abschied drehe ich mich an der Tür nochmal um und sage: „Bis morgen." Papa schüttelt den Kopf und sagt: „Danke für alles!" Es ist der letzte Satz meines Papas an mich, den ich immer in meinem Herzen tragen werde.

Mama ruft mich abends aus der Klinik an und sagt mir, dass Papa jetzt das Bewusstsein verloren hat. Sie konnte ihm noch sagen, dass er die Liebe ihres Lebens ist. Er hat leise ja gesagt.

Als ich am Samstag in die Klinik komme, dürfen wir jeweils zu zweit zu Papa. Zuerst meine Schwester und Mama. Ab nachmittags bin ich dann bei meinen Eltern.

Wir sind so froh: Er musste nicht alleine gehen.

Mama und ich sitzen neben dem Bett und sehen, wie der Körper mit aller Kraft versucht zu atmen. Wir reden über alte Zeiten, über Kindertage und alte Geschichten, wir beten und singen und sind einfach still. Langsam geht die Sonne unter. Die Nachtschwester erlaubt mir zu bleiben, organisiert mir was zu essen und bringt einen Stuhl, auf dem man schlafen kann. Sie ist ein Engel. Die Atmung wird immer unregelmäßiger. Um 2:40 Uhr stirbt mein Papa in unseren Armen. Er musste nicht alleine gehen! Es ist Sonntag der Osteroktav – der weiße Sonntag.

Nach einer kurzen Nacht sitzen meine Mutter, mein Mann und ich am Esstisch meiner Eltern in meinem Heimatort. Es fühlt sich an wie die Stunde Null – eine neue Zeitrechnung hat für uns begonnen, ohne unseren Papa an unserer Seite. Wir überlegen gemeinsam die nächsten Schritte.

Vor Corona wäre es sehr klar gewesen: Es hätte eine öffentliche Trauerfeier am Friedhof gegeben, danach einen Gottesdienst in unserer Pfarrkirche. Dann wären wir gemeinsam ins Pfarrzentrum gegangen, um beisammen zu sein. Ich glaube, das hätte Papa gefallen. War er doch gerne im „Städtle“ unterwegs, wie das Schwarzwalddorf von den Einheimischen genannt wird. Er hat sich immer gern mit den Menschen unterhalten und war engagiert in den Vereinen. Papa hat auch das Pfarrzentrum mit umgebaut und die Freiwilligen koordiniert, als es renoviert wurde. Als Kindergartenbeauftragter galt sein Einsatz den Kleinsten. Sich zur Ruhe setzen und nichts zu tun, das war seine Sache nicht. Und nun wird es ein Abschied im kleinsten Kreis – etwas, was ich mir für Papa nie hätte vorstellen können und wollen. Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass so ein Abschied keine reine Privatsache ist, sondern wichtig für unser Zusammenleben als Gemeinschaft. Aber nun sitzen wir da und müssen Wege finden unter den Bedingungen der Corona-Verordnung.

> Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass so ein Abschied keine reine Privatsache ist.

Eine Feuerbestattung war – für mich überraschend – sein ausdrücklicher Wunsch. Mir ist es wichtig, Papa auf seinem letzten Weg gut umsorgt zu wissen, und mir ist auch ein Abschied am Sarg ein Herzensanliegen. So ist gleich klar: Wir bringen Papa in das Abschiedshaus in der Türlenstraße nach Stuttgart. Und von dort ins Krematorium. Meine Schwester ist auch einverstanden. Wir suchen gemeinsam nach Worten, wie wir den Tod von Papa mitteilen. Es scheint uns fast so, als ob unser Text für die Anzeige in der Zeitung und auf der Karte umso wichtiger wäre, weil es sonst keine öffentlichen Worte geben wird. „Tief traurig und voller Dankbarkeit“ gibt ansatzweise unsere Gefühlslage wieder. Und für uns als Familie und gerade für meine Mama war er „unser Fels in der Brandung des Lebens“.

Ein Bild von Papa zu haben, ist mir in dem Moment wichtig. Seltsam, das hätte ich nicht von mir gedacht. Wir finden eines, auf dem er so schaut, wie wir ihn kennen. Den Kopf leicht geneigt, die Augen klar, vielleicht ein wenig keck – versteckt schmunzelnd. Ich habe das Bedürfnis, das Bild und die Nachricht von seinem Tod mit meinen Freunden zu teilen. Viele haben uns in den letzten Tagen begleitet in Gedanken. Ich schicke das Foto mit den Worten „Ruhe in Frieden, lieber Papa!“ per WhatsApp. Viele melden sich mit einer kurzen Nachricht – das tut mir gut in meinem Schmerz. In einer Zeit, in der Nähe fehlt, in der es um Social Distancing geht, erlebe ich das sozusagen als stille Umarmungen per Telefon.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr weckt mich die tiefe Kirchenglocke. Meine Mama ruft mich. Wir stehen auf dem Balkon. Es ist das sogenannte Schallzeichen, das dem ganzen Tal verkündet, dass unser Papa gestorben ist. Tiefe Glockenschläge ertönen – zehn Minuten lang. Mama und ich stehen gemeinsam auf dem Balkon. Wir weinen! Die Glocken verkünden bei uns auch Taufen, Hochzeiten, Gottesdienste, sie geben dem Tag die Struktur. Und sie künden vom Tod.

Bevor wir nach Stuttgart aufbrechen, gehen wir in die Kirche. Papas Tod steht im Aushang: „In der Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit verstarb Hans Hauger.“ In der Kirche brennt neben der Osterkerze auch eine kleinere Kerze, die unsere Mesnerin für Papa angezündet hat. Papas Abschied ist nicht in aller Stille, sondern sichtbar und erfahrbar.

Marius und ich holen Papa nun aus der Klinik. In diesem Moment ist es für mich ein großes Privileg, dass mein Beruf es mir erlaubt, meinen Vater selbst abholen zu dürfen. Wie viele Wege ist mein Vater mit mir mitgegangen, hat mich als Kind im Zeltlager abgeholt, als ich dort krank wurde, ist für mich zu Elternabenden gefahren, hat in Studienzeiten mit mir jeden Umzug gemacht. In mir steigt tiefe Dankbarkeit auf!

Papa ist nun erkaltet. Wir legen ihn vorsichtig auf unsere Trage, hüllen ihn in ein Leintuch und bringen ihn ins Auto – so, wie wir es als Bestatter immer machen. Wir haben beide spontan die Idee, mit ihm über Vöhrenbach nach Stuttgart zu fahren. Wir halten am Elternhaus. Wir bleiben stehen; die Zeit steht für einen kurzen Moment still. Wie sehr hatte Papa es sich gewünscht, nochmal nach Hause zu kommen.

In Stuttgart angekommen, versorgen Marius und unser Kollege Marcel gemeinsam meinen Papa. Sie legen ihn in seinem Lieblingssakko und seiner Festtagskrawatte in den Sarg. Er hat sie gerne getragen, bei jedem Geburtstag und auch bei der Goldenen Hochzeit.

Am nächsten Tag bin ich bei Papa im Abschiedshaus. Dieses Mal nicht als Bestatter, der Menschen auf diesem Weg begleitet, sondern als Sohn. Am Anfang rollen die Tränen. Ich berühre Papas Hände, die ich ihm im Krankenhaus gehalten habe. Ich spreche mit ihm, höre Musik und singe Lieder aus Taizé, um in mir die Hoffnung zu stärken. Mein Kollege Axel kommt, und ich erzähle alte Geschichten und merke, wie mir das Herz aufgeht. Ich habe einen Studienfreund, der Pfarrer ist, gefragt, ob er unsere Abschiednahme begleitet und mit uns betet. Am nächsten Tag kommt er. Der engste Kreis ist zusammen. Linus, der sechsjährige Enkel, hat für seinen Opa ein Bild gemalt: Opa auf dem Weg zum Saturn, wo er jetzt zuhause ist und hoffentlich viele Leute trifft, sagt Linus. Er legt Opa das Bild in den Sarg. Die anfängliche Skepsis von Oma und Mama weicht der Sicherheit, dass es Linus guttut, nochmals zu Opa zu dürfen. Wir hören gemeinsam Musik. „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ und von Peter Maffay „Wenn du gehst, geht nur ein Teil von dir“ – es ist unsere Art, Abschied zu nehmen unter den Bedingungen von Corona. Ganz anders, viel kleiner, stetig auch mit Abstand untereinander, aber voller Herz.

Als Mama wieder nach Vöhrenbach zurückkehrt, erwartet sie eine Flut von Trauerbriefen. Es ist schön zu lesen, wieviel Wertschätzung Papa erfährt und was er bewirkt hat. Gleichzeitig schmerzt es, dass so viele nicht selbst von ihm Abschied nehmen konnten.

> Wir sind dankbar für das Gute, das in diesem Abschied liegt.

Inzwischen ist ein Vierteljahr vergangen. Papas Urne haben wir am Wohnort meiner Schwester beigesetzt. Unter dem Klang der Glocken, die im Moment der Beisetzung geläutet haben, und begleitet von unseren Texten und Gebeten. Wie und wann wir in Vöhrenbach einen Gottesdienst feiern, ist noch offen. Es ist schwierig, die passende Form dafür zu finden, da wir inzwischen auch schon ein Stück auf unserem Trauerweg gegangen sind. Es war unser ureigener Weg durch diese Zeit, und wir sind uns sicher, dass Papa uns begleitet hat. Wir sind dankbar für das Gute, das in diesem Abschied liegt.

Heiko Hauger arbeitet in der Verwaltung und betreut Angehörige in Stuttgart-Degerloch.

Einfach unschlagbar: unsere Frau Müller

Zwölf Jahre war Marianne Müller ein fester Bestandteil unseres Trauercafés. In der Ausgabe 22 haben wir im Artikel „Frau Müller spricht“ schon einmal darüber berichtet, wie sie mit ihrer Krebs-Diagnose umgeht. Nun ist sie gestorben. Hier erzählen wir ihre Lebensgeschichte.

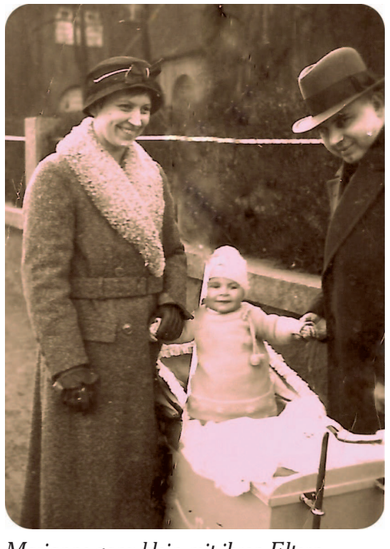
Marianne Magda Minna Müller wurde 1932 in Breslau geboren. Sie selbst beschrieb die ersten Jahre ihrer Kindheit als schön und auch als traurig. Traurig, weil sie schon früh ihre kleine Schwester verloren hatte. Schön, weil ihre ersten Jahre noch ganz behütet waren und unberührt von einem Krieg. Weil es einen großen Garten gab, Großeltern und Eltern, die da waren. Sommerferien im Hühnerstall. Und gutes Essen.

Und dann kam 1939, der Krieg begann. Marianne war sieben Jahre alt. Am Anfang gab es den Krieg nur in Form von schlechten Nachrichten, er war ganz weit weg. Später war Marianne bei der Kinderlandverschickung im Riesengebirge. Mitte Januar 1945 musste sie von dort plötzlich auf die Flucht aufbrechen, im Alter von zwölf Jahren, mit ihren Schulsachen auf dem Rücken.

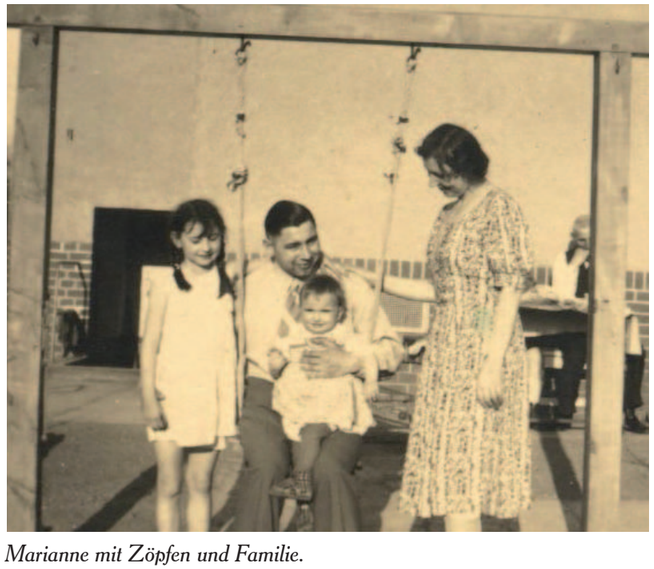
Marianne floh mit ihrem Schulranzen auf dem Rücken.

Marianne sah auf dieser Flucht den Feuerschein der Bomben von Dresden und hörte die Flakgeschütze. Sie war lange getrennt von ihren Eltern und der ganzen Familie. Da war sie gerade 13 geworden. Sie wusste später nicht mehr genau, wie lange diese Phase dauerte – ihr schien es endlos lange, in diesen wirren Zeiten. Dann das unbeschreibliche Gefühl, ihren Opa wiederzusehen. Ganz plötzlich, er hatte sie gefunden.

Und noch einmal waren sie auf der Flucht: Bei Nacht ging es durch die Büsche, tagsüber hat man sich vor Tieffliegern versteckt, getarnt durch den Wald.



Marianne ganz klein mit ihren Eltern.



Marianne mit Zöpfen und Familie.

Marianne und Eugen an ihrem Hochzeitstag im Oktober 1966.

Marianne und Eugen waren immer gerne gesellig.

Marianne hat ihre Lebensgeschichte aufgenommen, auf eine CD. Sie beschreibt auch die totale Stille am Ende des Krieges, am 8. Mai 1945. Sie erzählt, wie sie damals mit ihrer Familie und weißen Windeln als Fahne in das nächste Dorf gelaufen ist. Und sie spricht vom Hunger an diesen Tagen nach Kriegsende. Von endlosen, erzwungenen Märschen und Zugfahrten ins Ungewisse.

Endlich ein Ankommen: in Leipzig. Dort gab es wieder eine Schule, die Marianne wenig begeisterte, und eine Ausbildung. Aber wenigstens war das Essen besser – und es gab sogar Kuchen.

Es folgte noch einmal eine Flucht. Diesmal eine ganz andere: Mit ihrer Freundin Lotti überquerte sie 1950 die grüne Grenze nach Westdeutschland. Von Schleppern wurden beide über den Fluss getragen. Schon damals war ihr Ziel Stuttgart, weil es hier Arbeit geben sollte. Allerdings wurden die beiden vom Stuttgarter Jugendamt prompt zurückgeschickt, weil sie noch minderjährig waren.

Mit 18 machte sie sich auf den Weg über die grüne Grenze.

Marianne ließ sich nicht unterkriegen. Zurück in Leipzig, noch vom Bahnhof aus, rief sie ihre Mutter an. Sie bat um 50 Mark, und die beiden Freundinnen versuchten es gleich noch einmal. Diesmal waren sie ohne Schlepper unterwegs, alleine. Nachts liefen sie stundenlang orientierungslos durch die Felder, bis sie von zwei Männern in Uniform abgefangen wurden. Ein großer Schrecken! Doch es waren westdeutsche Grenzpolizisten. Marianne war da gerade 18 Jahre alt geworden.

Es folgten eher schwierige Jahre, die sie im Haushalt einer Stuttgarter Kaufmannsfamilie verbrachte. 15 Jahre lang arbeitete Marianne dort – so hart, dass das Leben und die Welt an ihr vorbei gingen. Sie hatte keine Freunde, keine Kontakte zur Außenwelt und kannte auch niemanden, an den sie sich hätte wenden können.

Bis zu jenem Tag, dem 4. Oktober. Marianne war auf dem Cannstatter Wasen unterwegs, in Begleitung der Tochter des Hauses. Dort begegnete sie Eugen Müller. Den sie genau ein Jahr später, am 4. Oktober 1966, heiratete: Eugen, ein bodenständiger, etwas rustikaler, herzhaft guter Mensch. (Marianne hatte sogar noch die Rechnung vom Hochzeitsessen: 109 Mark kostete es damals.)

Eugen fand für Marianne eine neue Arbeitsstelle in der Gastronomie („die kann das!“). Später fingen die beiden gemeinsam in der Calwerstraße in neues Leben an. 18 Jahre arbeitete Marianne dort als Herrenausstatterin bei der Firma Stange. Eugen hatte eine interessante Art, sich auszudrücken. Als er 1984 für Marianne in der Firma Schertle in Ludwigsburg war und dort auskundschaften sollte, ob das was wäre für Marianne, fragte er einfach den Ge-

Marianne mit ihrem Eugen – immer strahlend.

schäftsleiter im Laden: „Können Sie ‘ne Alte mit 52 Jahren noch brauchen?“ Nun, sie konnten. Und Marianne arbeitete dort glücklich bis zu ihrer Rente, wieder als Herrenausstatterin. Darauf war sie immer ein wenig stolz, und die Verbindungen zu ihren dortigen Kollegen hielten bis zum Lebensende.

Das waren gute Zeiten, gute Jahre. Und als Marianne in Rente ging, machten Eugen und sie sich ein schönes Leben. Eugen war ihr liebenswerter, ziemlich schwäbischer Ehemann. Bruddelig und herzhaft. Eine gute Seele. Bei Eugen und Marianne ging es immer recht zünftig zu.

„Haben wir nicht ein schönes Leben gehabt?“, hat Eugen ihr in seinem letzten Brief geschrieben.

Kurz vor ihrem geplanten Umzug in die Paprikastraße in Heumaden starb Eugen. Marianne musste noch einmal von vorne anfangen, eine neue Wohnung beziehen, ein neues Leben aufbauen. Und Marianne vermisste ihren Eugen schrecklich.

Wie gut, dass sie immer schon die unglaubliche Fähigkeit hatte, das Leben beim Schopf zu packen und es zu leben. Auch Freude zu anderen Menschen zu bringen. Sie wusste, worauf es ankam: Familie. Gute Beziehungen. Ein offenes, weites Herz. Marianne konnte sich über andere und für andere freuen. Sie baute einen neuen und erweiterten Freundeskreis auf, brachte alle zusammen.

„Haben wir nicht ein schönes Leben gehabt?“

Und so hatte sie noch gute Jahre, auch ohne ihren Eugen. Dann kam die Diagnose Krebs. Das ist nun sechs Jahre her. Marianne war so wacker, so mutig. So tapfer. Und immer wieder – wenn alle schon geglaubt hatten, sie würden sie nicht mehr sehen – stand sie einfach auf und machte weiter. Marianne liebte das Leben und die Menschen in dieser Welt.

Sie hatte Humor. Ließ sich nicht unterkriegen. Als sie in den letzten Jahren zum Gehen Gehhilfen brauchte, nannte sie diese schlicht: ihre Gehilfen. Ein H weniger kann einen großen Unterschied in der Haltung machen.

Langsam setzte ihr der Krebs zu. Sie bekam einen Platz im Hospiz in der Stafflenbergstraße. Sie war müde, schlief viel, wollte gehen. Marianne schien das Ganze auch ein wenig zu lange zu dauern, dieses Warten, bevor sie sich verabschieden konnte. Sie sagte öfters: Der liebe Gott denkt bestimmt, was soll ich denn bloß mit diesem verrückten Weib?

So sehr sie in dieser Phase auch gehen wollte, sich nach Eugen und den anderen sehnte, so schwer fiel es ihr zu sterben. Es war eine mühselige Zeit. Aber wer immer sie anrief oder sie besuchte, bekam vor allem eines: Dank. Dank für die Freundschaft, fürs Dasein, fürs Kümmern, für die schöne Zeit.

Und es gab ja immer noch diese ganz besonderen Momente.

Wie jenen Tag, als ihr Neffe ins Hospiz kam und ihr in Anzug und mit gelber Fliege (denn er ging ja zu einer Herrenausstatterin) auf seiner Geige ein Lied spielte.

Bei manchen Sachen hatte sie schon eine kleine Verknotung im Hirn. Als man ihr im Hospiz Tabletten gegen ihre Schmerzen geben wollte, sagte sie: nee, danke. Da werd' ich bloß abhängig.

Der liebe Gott denkt bestimmt, was soll ich denn bloß mit diesem verrückten Weib?

Ihre Trauerfeier hatte Marianne, wie so vieles in ihrem Leben, genau geplant. Es war ihr wichtig, dass die Feier an einem Freitag stattfindet, damit sich alle im Anschluss in der Begegnungsstätte in Sillenbuch treffen können. Den Leichenschmaus hat sie sogar mehrfach geprobt: damit sich all ihre Freunde nicht erst an der Trauerfeier kennenlernen mussten. Am Ende der Feier, das war klar, sollte das „Il Silenzio“ gespielt werden. Denn sie erwartete, dass alle Spalier stehen, wenn sie auf der anderen Seite ankommt.

Und auch hier standen alle Spalier, als sie ging. Am Freitag, dem 7. Februar wurde ihr Sarg am Ende ihrer Trauerfeier mit den Klängen von „Il Silenzio“ im weißen Mercedes-Leichenwagen ganz langsam vom Ostfilder-Friedhof in Sillenbuch zur Einäscherung gebracht.

Es blieb kein Auge trocken.

Marianne im Hospiz in der Stafflenbergstraße.

Ziemlich unerschrocken: die Toni

Antonia Sünder war offen für das Leben und immer an allem und an allen interessiert. Bis zum Schluss war sie ein fröhliches und lebensbejahendes Mitglied unseres Trauercafés.

Am 19. Juli 1938 erblickte Antonia Sünder, die alle immer nur Toni nannten, das Licht der Welt. Und es war eine schwierige Welt, in die sie hineingeboren wurde. Ein Jahr später begann der Krieg. Ihr Vater starb früh, ein Unfall. Ihre Mutter arbeitete in einer Zuckerfabrik, um ihre beiden Töchter durch den Krieg und durchs Leben zu bringen. Sie ermöglichte Toni eine Ausbildung: Toni lernte alles über Porzellan, Geschirr und Besteck. Bis zu ihrem Lebensende hatte sie immer ein gutes Auge für Qualität und für die Beschaffenheit von Materialien.

Toni und Helmut lernten sich bei einem Motorradrennen kennen.

Sie war 16, als sie Helmut kennenlernte. Das war 1954, bei einem Motorradrennen. Zwei Jahre später heirateten die beiden. Da lagen Teile der Stadtmitte noch immer in Trümmern. Der Eckensee war noch rund, und vom Neuen Schloss war nur die Fassade erhalten.

Die Wohnungsnot in Stuttgart war groß. Nachdem Toni und Helmut geheiratet hatten, wohnten sie zunächst bei seiner Familie. Alle gemeinsam lebten in einer kleinen Wohnung im fünften Stock in der Nähe des Tagblatt-Turms.

Toni und Helmut waren ein ziemlich fetziges Paar: unternehmungslustig und voller Abenteuergeist. Sie verbrachten immer viel Zeit auf dem Motorrad, fuhren gerne in die Alpen, ins Zillertal, nach Lech. Helmut liebte sein Motorrad, und Toni war immer hinten drauf.

Toni mit ihrer Mutter und ihrer älteren Schwester.

Toni und Helmut unterwegs in den Alpen mit dem Motorrad.

Toni und Helmuts Hochzeit im Juli 1956.

Bei einer Tanzkurs-Aufführung.

Als die Kinder kamen, in den 1960er-Jahren, verabschiedeten sich die beiden von ihrem Motorrad und kauften dafür eine Isetta. Das war sicherer, bedeutete aber auch: Weite Reisen waren nicht mehr möglich. Um die Finanzen aufzubessern, ging Toni putzen, im selben Haus, in dem sie wohnte. Das war praktisch.

Als Mutter war sie immer geduldig. Sie nahm sich endlos Zeit, um ihren Kindern das Kochen beizubringen und mit ihnen Kekse zu backen in einem Kinder-Mini-Backofen.

Gemeinschaft war wichtig für Toni. Nicht nur der kleine Kreis der vier in ihrer Familie – sie verbrachten auch viel Zeit mit Freunden beim Wandern und gemeinsamen Grillen. Oft waren sie in Bremen bei guten Freunden, wo Toni und Helmut zwischendurch auch für eine Weile gelebt hatten.

Ziemlich spät im Leben kamen die beiden noch aufs Skifahren. Mit von Freunden geliehenen Skiausrüstungen lernten sie, mutig die Beine zusammenzuhalten, wenn es den Hügel runterging. Als die meisten anderen altersbedingt schon aufgaben, stürzten sich diese beiden unerschrocken die Hänge hinunter.

Spät im Leben lernten beide das Skifahren – und stürzten sich die Hügel hinunter.

Toni war lebensfroh und heiter. Lebendig. Sie liebte das Leben. Sie war nie missmutig oder launisch. Sie war bodenständig und stand ganz fest in der Welt.

Sie konnte ihre Meinung vertreten, ohne mit anderen in Streit zu geraten. Sie war umgänglich, aber immer ganz klar. Und sie konnte verhandeln. Das bekannteste Beispiel hierfür: Sie sagte, wenn Helmut ein neues Motorrad bekäme, bekäme sie ein neues Schlafzimmer.

Vieles war gut in Tonis und Helmuts Leben. Sie hatten sich einen gewissen Wohlstand erarbeitet und eine schöne, helle Wohnung auf einem der Stuttgarter Hügel.

Doch da war auch Schmerzhaftes. Vor vier Jahren starb ihr Sohn im Alter von 49 Jahren an einer Krebserkrankung. Das war ein gewaltiger Einschnitt für die beiden. Ein Jahr später starb auch Helmut. Er war 83 Jahre alt geworden. Über 60 Jahre hatte das Paar miteinander verbracht.

Nach Helmuts Tod musste Toni vieles neu lernen. Sie musste sich in ungewohnte Bereiche hineinfuchsen: wie man Telefonbanking macht, Rechtsgeschäfte und Verträge überprüft.

An manchen Tagen machten sie die große Friedhofstour: erst hoch zum Hauptfriedhof zu ihrem Mann, dann hinüber auf den Gaisburger Friedhof, wo ihr Sohn lag.

Toni auf Helgoland.

Toni hatte keine Angst vor Herausforderungen.

Sie musste lernen, wie man als Witwe neue Freundschaften schließt, sich neu und anders in das Leben einbringt.

Ihre Tochter lebt in Amerika. Die beiden waren eng verbunden und telefonierten jeden Tag miteinander – außer wenn Toni unterwegs war. Und Toni war in dieser Zeit viel unterwegs.

Mit über 80 fing sie noch das Bauchtanzen an. Letztes Jahr ließ sie sich auf einen Trommelkurs ein, den sie dieses Jahr unbedingt noch einmal machen wollte. Beim Festival der Kulturen hat sie einfach vorne mitgetanzt. An Fasching letztes Jahr wurde es richtig spät. Toni war neugierig auf das Leben, auf die Vielfalt und die Weite.

Sie hatte keine Angst vor dem Unbekannten. Und sie hatte keine Angst vor Farben. Sie mochte das Bunte, Farbenfrohe. Das sah man auch an ihrer Kleidung: helle Hosen, farbiger Schal. Strahlendes Lächeln.

Toni konnte gut alleine sein. Sie nähte, las, kümmerte sich um ihren Balkon und ihre Pflanzen. Aber am liebsten war sie unter Menschen. Bei ihrer Bauchtanzgruppe, ihrem Turnverein oder im Trauercafé, wo es oft heiter zuging.

Mit 85 wollte sie sich noch das Rauchen abgewöhnen. Aber erst dann, nicht vorher!

Sie hatte Pläne für die Zukunft. Mit 85 wollte sie sich noch das Rauchen abgewöhnen. Aber erst dann, nicht vorher!

Sie schöpfte Kraft aus der Hoffnung, dass am Ende alles wieder gut wird. Sie wusste sich verbunden mit ihren beiden Männern, ihrem Sohn und ihrem Mann. Und vermisste sie immer mehr.

Gegen Ende des vergangenen Jahres ist sie schwächer geworden. Sie brauchte mehr Ruhe, hatte weniger Kraft als sonst für das Leben. Immer wieder kam ein Energieschub, und sie wurde unternehmungslustig, doch dann bremste die Schwäche sie wieder aus. Und dann geschah es ganz schnell: Einlieferung in die Schillerhöhe, es waren nur wenige Tage. Ihre Tochter kam aus Amerika. Am 28. Juni starb sie.

Am Montag, 13. Juli, sechs Tage vor ihrem 83. Geburtstag, wurde sie von ihrer Familie und ihren Freunden auf dem Hauptfriedhof mit vielen Tränen verabschiedet und zu Helmut ins Grab gelegt.

In guter Gesellschaft · Waldfriedhof Stuttgart

Ida Kerkovius

Malerin · Bildteppichweberin · Glasmalerin
geboren 1879 in Riga, gestorben 1970 in Stuttgart

Ida Kerkovius hat in ihrer Geburtsstadt Riga eine Ausbildung an einer privaten Mal- und Zeichenschule absolviert. 1908 ging sie an die Akademie der Bildenden Künste nach Stuttgart. Sie wurde Meisterschülerin von Adolf Hölzel und auch seine langjährige Wegbegleiterin und Assistentin.

Von 1920 bis 1923 studierte sie am Staatlichen Bauhaus in Weimar, um die Kunst des Webens zu erlernen. Dort arbeitete sie mit Wassily Kandinsky, Paul Klee, Johannes Itten und Oskar Schlemmer. Anschließend ließ sie sich wieder in Stuttgart nieder.

Die Nationalsozialisten betrachteten ihre Werke als „entartete Kunst“ und erteilten ihr ein Arbeits- und Ausstellungsverbot.

Durch einen Bombenangriff im März 1944 brannte ihr Stuttgarter Atelier völlig ab. Dabei wurden viele ihrer Werke vernichtet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg feierte sie große Erfolge mit ihren Werken. In den fünfziger Jahren widmete sie sich dem Entwurf und der Gestaltung von Glasfenstern. Unter anderem stammen von ihr die Glasfenster im Stuttgarter Rathaus.

Sie gehörte zum Stuttgarter Kreis der Avantgardisten und zu den bedeutenden weiblichen Vertreterinnen der Klassischen Moderne in Deutschland.

Sie wurde vielfach geehrt: 1954 hat ihr Bundespräsident Theodor Heuss das Bundesverdienstkreuz verliehen. Vom Land Baden-Württemberg erhielt sie 1958 einen Professorentitel.

Bis ins hohe Alter von 91 Jahren war sie, trotz langer und schwerer Krankheit, künstlerisch tätig.

Nach ihr wurde in Stuttgart-Vaihingen der „Ida-Kerkovius-Weg“ benannt.

Zum 50. Todestag zeigt die Staatsgalerie Stuttgart derzeit eine Sonderausstellung mit Werken von Ida Kerkovius.

Das Grab von Ida Kerkovius auf dem Waldfriedhof.

In dieser Serie schreibt Werner Koch, der ehemalige Leiter des Garten-, Friedhofs- und Forstamtes der Stadt Stuttgart. Er ist zusammen mit seinem Sohn, dem Fotografen Christopher Koch, Autor des Stuttgarter Friedhofsführers.

Wandlung und Verwandlung: dennoch in der Hoffnung bleiben

Wer es könnte
die Welt
hochwerfen
daß der Wind
hindurchfährt.

Hilde Domin

Die Aufgabe von Ritualen ist es, Unbegreifliches begreiflicher zu machen. Sie können uns dabei helfen, uns gemeinschaftlich an etwas anzunähern, das überragend groß erscheint. Denn es gibt Themen, die uns alle betreffen, die wir uns aber nur schwer begreiflich machen können: Corona. Oder den Klimawandel. Es gibt so wenig sichtbare, fixe Punkte. Alles ist fließend.

In diesem Beitrag beschreibt Ulrika Bohnet das Ringen um einen guten Umgang mit einer Verlusterfahrung, die subtiler ist, als Worte beschreiben können.

Regenbogen über einem Wasserfall auf Island.

Eisberg im Gletschersee am Gletscher Vatnajokull.

Leben ist Veränderung. Nicht nur wir wandeln uns, sondern auch unsere Welt um uns – fortlaufend und seit Menschengedenken. Gerade jetzt spüren wir Veränderungen in unserem Leben, die vor einem Jahr noch unvorstellbar gewesen wären: dass die Welt nicht mehr die ist, die wir kennen und mit der wir vertraut sind. Diese Veränderung kam wie ein Paukenschlag: der Virus, der die Welt betrifft – und den Alltag von uns allen. Der unser Miteinander mit anderen Menschen berührt und unser Sein in der Welt.

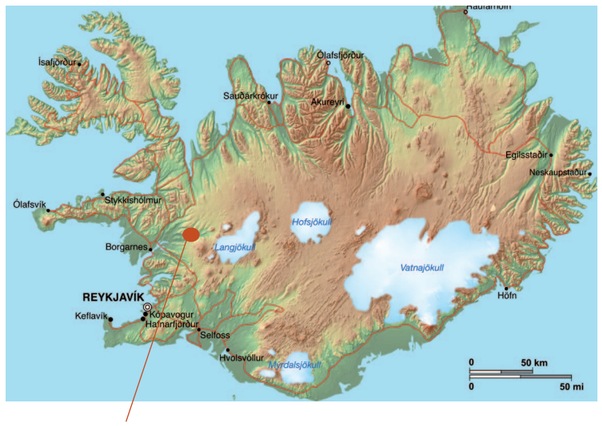
Unsere Hoffnung ist, dass diese Veränderungen nur übergangsweise unser Leben beeinflussen, dass die Maßnahmen nur vorübergehend sind. Dass wir irgendwann einmal wieder ohne Maske die Mimik der anderen sehen können und eine Umarmung aus dem Herzen heraus passieren darf, ohne Abwägen. Wir überlegen auch manchmal: Kann und soll es überhaupt wieder so werden, wie es gerade noch gewesen ist?

Andere Veränderung geschehen schleichend, leise und langsam. So, dass wir uns fragen: War da was? Der Klimawandel ist so eine Veränderung. Diffus, immer fragwürdig, weil der Wandel im Abgleich mit den eigenen Erfahrungen und Eindrücken irgendwie schwer zu fassen bleibt. Kann ich meinen Erinnerungen überhaupt trauen? Gab es früher tatsächlich so viele Bienen und Schmetterlinge wie in meiner Erinnerung? Das Wetter ist seltsam. Der Rhythmus der gewohnten Jahreszeiten verändert sich. Herbstastern blühen im Juli. Krasse Hitzesommer verderben mir die Freude an der Sonne. Sie kommt mir jetzt viel aggressiver vor als in meiner Kindheit, aber stimmt das?

Ich spüre,
dass etwas nicht stimmt,
aber es ist nicht fassbar.

Vieles bleibt ungreifbar und deshalb sehr abstrakt. Es fällt mir schwer, dieses Geschehen emotional einzuordnen. Ich spüre, dass etwas nicht stimmt, aber es ist nicht fassbar. Es ist wie eine unterschwellige Bedrohung, die uns als Gemeinschaft und ganz persönlich betrifft. Und doch ist sie noch weniger klar und ermessbar als die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl, die mir aus Kindheitstagen als unheimliche und alptraumhafte – weil unsichtbare – Bedrohung in Erinnerung geblieben ist.

Eine Freundin ist Ethnologin und forscht seit über 40 Jahren auf Grönland bei den Inuit. Seit Menschengedenken haben sich diese Jäger perfekt angepasst an ihre extreme Umwelt und einen für uns oft schwer vorstellbaren Alltag. Meine Freundin interessiert sich vor allem für die mündliche Erzählkultur der Inuit. Dort werden Geschichten sehr präzise und detailliert weitergegeben von Generation zu Generation, sie handeln von bestimmten Orten, Erinnerungen an Menschen und Begebenheiten. Junge Jäger erfahren auf diesem Weg auch etwas über Wetter- und Eisverhältnisse und können dieses Erfahrungswissen dann bei der Jagd anwenden.



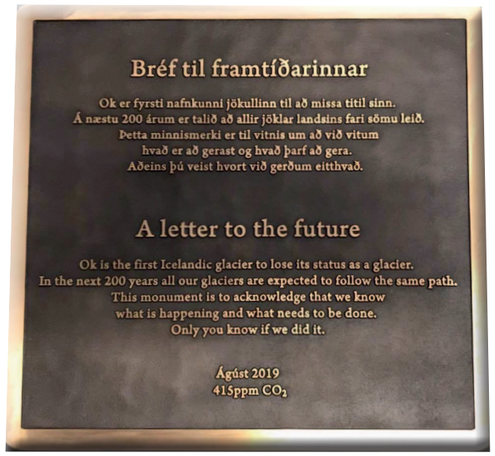
Okjökull lag im Westen Islands.

Meine Freundin berichtete mir, dass die Inuit sich bereits seit Jahrzehnten Geschichten über das sich wandelnde Klima erzählen. Dort ist es nämlich eine unleugbare Tatsache, die direkt erlebt werden kann: dass Küstenabschnitte überspült werden und verschwinden, dass bestimmte Jagdtiere sich zurückziehen. Und dass das Eis schmilzt, auf dem einst ganz viel Leben passierte. Das führt zu viel Traurigkeit über verlorene Orte und verschwindende Lebenstraditionen, aber weil der Wandel so konkret geschieht, entsteht auch eine Kraft zur Neuorientierung, zum Aktivwerden.

Statt gelähmte Zuschauer im Diffusen zu sein, sind viele der indigenen Betroffenen mittlerweile international vernetzt mit Klimaforschern, Ökologen und Aktivisten. Und sie entwickeln dadurch auch Möglichkeiten, sich die eigene Geschichte neu erzählen zu können.

Bei uns ist es schwieriger, da uns vergleichbar deutliche Beweise fehlen, um das Unbegreifliche begreifbar zu machen. Aufgrund des Diffusen, Unklaren und der überwältigenden Fülle an verwirrenden, teils widersprüchlichen Informationen ist es schwierig, seinen eigenen Erfahrungen zu trauen: Wann weiß man, ob es tatsächlich ein extremer Sommer ist, der den Garten austrocknet? Und wann kann man schon wissen, ob dies die letzte Hummel war oder ob es tatsächlich nun weniger Mauersegler sind, weil sie nicht mehr genügend Fluginsekten finden, um ihre Jungen großzuziehen?

Um Unbegreifliches begreiflicher zu machen, können Rituale ein Weg sein. Es liegt an uns, neue Rituale für etwas zu finden, das zwar schwer zu fassen, aber belastend ist. Momente, die auch unsere Gefühle verbinden. Die Demonstrationen der Fridays-for-Future-Bewegung waren so etwas – eine Art rituelle gemeinsame Beschwörung der Hoffnung, zusammen doch noch etwas ausrichten zu können.



*Gedenktafel für den Gletscher Okjökull.**

In Island haben die Menschen eine Trauerfeier veranstaltet für den ersten, durch den Klimawandel geschmolzenen Gletscher. Auch das war ein Bild und ein Ritual, das auf diese Weise besser erfasst und gefühlt werden kann.

Island ist etwa seit dem Jahr 1200 von Menschen besiedelt. Schon immer haben über 400 Gletscher die Landschaft der Insel maßgeblich geprägt – die Eisflächen sind für Island sehr charakteristisch. Einheimische und Touristen wandern gern darauf herum. Die Erschließung der Gletscher als markante Punkte in direkter Umgebung hat viele Generationen von Isländern geprägt, das wird spürbar in Literatur, Kunst, Sport und auch der eigenen kulturellen Identität.

Doch seit Beginn des 20. Jahrhunderts schmelzen die isländischen Gletscher unaufhaltsam. Sie verlieren jedes Jahr fast 11 Billionen Tonnen Eis. Wissenschaftler prognostizieren derzeit, dass alle Gletscher Islands im Jahr 2200 verschwunden sein werden. Einer der kleinsten bekannten Gletscher Islands hieß Okjökull, er wurde „Ok“ genannt. 2018 waren Umfang und Bewegungen von „Ok“ so geschrumpft, dass er unter glaziologischen Gesichtspunkten nicht mehr als Gletscher galt, sondern als „altes Eis“. Er „starb“ im Alter von etwa 700 Jahren.

Der Gletscher „Ok“ war der erste weltweit, der symbolisch bestattet wurde, im Sommer 2019. Initiiert haben dies die beiden Anthropologen Cymene Howe und Dominic Boyer. 100 isländische Künstler, Aktivisten und andere Engagierte bestiegen bei dieser Feier zusammen den Ort, der nun „Not Ok“ heißt. Ihr Ziel: mit Gedichten, Ansprachen und Schweigen dem ersten vollständig abgeschmolzenen Gletscher auf Island zu gedenken. Kinder brachten eine Erinnerungstafel an. Auf der Tafel steht ein „Brief an die Zukunft“ von Andri Snaer Magnason, er ist ein berühmter isländischer Schriftsteller.

> Die Gedenkzeremonie für den isländischen Gletscher Ok half vielen, das Unsichtbare sichtbar zu machen.

Diese Gedenkzeremonie auf „Not Ok“ fand ein starkes mediales Echo weltweit. Sie hat Menschen an vielen Orten berührt. Und sie wurde sehr beachtet in vielen Disziplinen, die sich mit ebensolchen ökologischen Verlusterfahrungen auseinandersetzen.

Es ist die Geste, die uns hilft: das Erlebte zu teilen, so diffus und ungreifbar es sein mag. Für eine gemeinsame menschliche Erfahrung die Bilder und Rituale zu finden, die es fassbarer machen. Gemeinsam auf etwas zu achten, das uns alle irgendwie betrifft. In all dem steckt ein Dennoch und ein Trotzdem. Und auch eine Hoffnung, die uns hält und trägt in Zeiten des Wandels, wann auch immer.

Sonnenuntergang am schwarzen Diamantenstrand auf Island.

Ulrika Bohnet hat Ethnologie studiert und betreut die Haller-Filiale im Stuttgarter Süden.

** Übersetzung · Brief an die Zukunft*
Ok ist der erste isländische Gletscher, der seinen Status als Gletscher verliert. In den nächsten 200 Jahren werden vermutlich all unsere Gletscher diesen Weg gehen. Dieses Monument soll anerkennen, dass wir uns dessen bewusst sind und auch wissen, was getan werden müsste. Nur ihr wisst, ob wir es getan haben. August 2019, 415 ppm CO_2

Trauergruppen und Begleitung

Hospiz St. Martin · Jahnstraße 44-46 · 70597 Stuttgart Tel.: 0711 · 652 90 70 · www.hospiz-st-martin.de

Hospiz Stuttgart · Stafflenbergstraße 22 · 70184 Stuttgart Tel.: 0711 · 237 41 52 · www.hospiz-stuttgart.de
Einzelgespräche und -begleitung, Gesprächsgruppen

Hospizgruppe Leinfelden-Echterdingen
Barbara Stumpf-Rühle Tel.: 754 17 33 · Gudrun Erchinger Tel.: 756 05 14 · Elfriede Wieland Tel.: 754 13 41

Hospizdienst Leonberg · Seestraße 84 · 71229 Leonberg
Tel.: 07152 · 335 52 04 · www.hospiz-leonberg.de

Hospizdienst Ostfildern · Café für Trauernde Treffpunkt Ruit · Scharnhauser Straße 14 · 73760 Ostfildern-Ruit
Tel.: 0711 · 341 53 36 oder Tel.: 0711 · 616 099 Gesprächskreis & Gesprächsgruppe für Trauernde

Hospiz Esslingen · Keplerstraße 40 · 73730 Esslingen · Tel.: 0711 · 13 63 20 12 · www.hospiz-esslingen.de
Einzelbegleitung, Trauergruppen (donnerstags), Trauercafé (einmal im Monat, sonntags)

Verwaiste Eltern · Hubertus Busch · Seelsorger im Olgäle · Tel.: 0711 · 278 73 860
Vermittlung, Trauergruppen für Eltern, die ein Kind verloren haben

Arbeitskreis Leben · Römerstraße 32 · 70180 Stuttgart Tel.: 0711 · 60 06 20 · www.ak-leben.de
Einzel-, Paar- und Familiengespräche für Menschen, die einen Angehörigen durch Suizid verloren haben

Quellenangaben

Die Quellen der Bilder werden seitenweise angegeben, innerhalb der Seite jeweils von links nach rechts und von oben nach unten.

Umschlag: alles Adobe Stock / Fotolia
Seite 3: Lange Photography
Seite 4 & 5: alle Kerkovius Archiv Wendelstein
Seite 7: Adobe Stock
Seite 8 & 9: alle Adobe Stock
Seite 10 & 11: Adobe Stock, Lange Photographie
Seite 12 & 13: alle privat
Seite 14 & 15: alle privat
Seite 16 & 17: alle privat
Seite 18: alle privat
Seite 19: Christopher Koch
Seite 20 & 21: unsplash · Anders Jilden, Adobe Stock
Seite 22&23: Adobe Stock, privat, Adobe Stock, Lange Photographie
Seite 25: privat
Seite 26 & 27: Adobe Stock, Adobe Stock

Inhaltliche Beratung: Heiko Hauger · Texte, falls nicht anders angegeben: Andrea Maria Haller

Wir suchen Verstärkung!

Wenn Sie Einfühlungsvermögen mit Tatkraft und Sorgfalt mit Kreativität verbinden können,
wenn Sie auch in unübersichtlichen Situationen einen klaren Kopf und ein warmes Herz behalten –
dann würden wir uns sehr freuen, von Ihnen zu hören.

Mehr Informationen finden Sie auf unserer Webseite unter
www.bestattungshaus-haller.de/bewerbung

HALLER
Bestattungshaus

Gartenkonzert mit Lesung

Trotz alledem

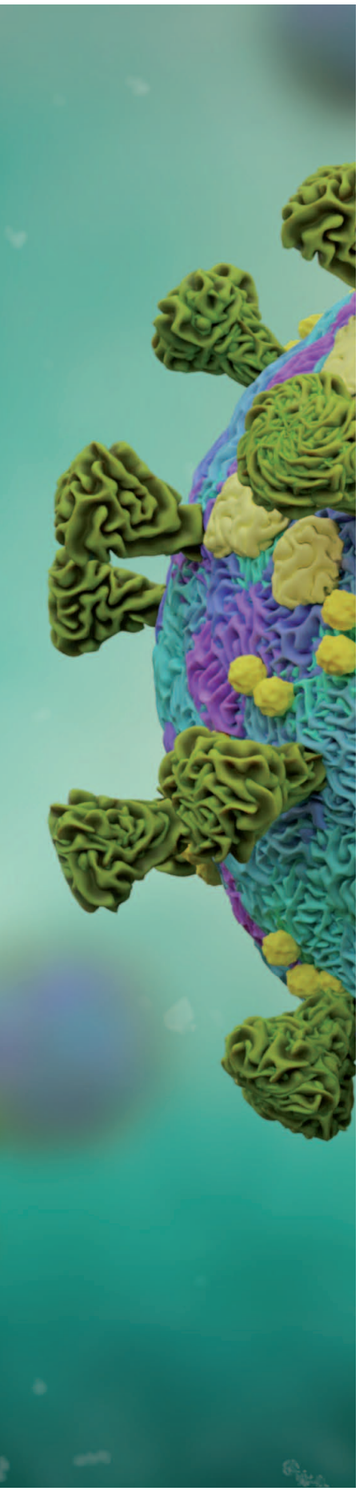
Am Donnerstag, 20. August, um 14:30 Uhr laden wir ein zu einer Lesung mit Musik. Wir wollen uns dafür im kleinen Rahmen treffen in unserem schönen Garten hinter dem Haus in der Oberen Weinsteige 23 in Stuttgart-Degerloch.

Bei Regen können wir dieses Jahr leider keine gute Alternative anbieten – dann fällt der Termin leider aus.

Da die Teilnehmerzahl begrenzt ist, melden Sie sich bitte an bei Martina Nitsch unter 0711 · 5051003 oder per E-Mail an kultur@bestattungshaus-haller.de.

Stadtbahn-Haltestelle: Weinsteige oder Degerloch;
Zacke: Haigst

Wie es uns an diesen Tagen ergangen ist



Es hat sich so vieles verändert. Wie viele andere auch, erleben wir als Team im Bestattungshaus gerade Einschränkungen und Veränderungen in unserem Alltag, die wir uns vor Corona niemals hätten vorstellen können.

Fast alles, was wir tun, ist ein wenig aufwendiger geworden. Eine Zeit lang mussten wir weiße Schutzanzüge tragen, wenn wir Verstorbene in Krankenhäusern und Heimen abgeholt haben. Und wir durften die Gebäude nur betreten, nachdem bei uns Fieber gemessen worden war.

Nach wie vor tragen wir Masken, wenn wir Gespräche mit Angehörigen von Verstorben führen. Die Masken machen es spürbar schwieriger, für unsere Kunden und für uns. Es ist so viel schwerer, jemandem Mitgefühl auszudrücken, wenn nur noch die Augen da sind, um es in der Mimik zu zeigen. Es ist insgesamt schwieriger, unsere Kunden zu lesen und zu verstehen, sie einzuschätzen, sie zu begleiten.

Aber wir haben uns auch an vieles gewöhnt. Menschen nicht mehr mit Handschlag zu begrüßen war das erste, vielleicht sogar das leichteste – obwohl wir in den ersten Tagen noch dachten, das gelänge uns nie.

Schwieriger ist es, sie nach einer Trauerfeier nicht zu umarmen und auch umgekehrt uns nicht umarmen zu lassen.

Die Geschichte unseres Kollegen Heiko Hauger auf Seite 6 beschreibt, wie es war, als er während der ersten Welle der Corona-Pandemie im Krankenhaus von seinem Vater Abschied nehmen musste. Auch viele unserer Angehörigen haben dies in den letzten Monaten so oder ähnlich erlebt. Manche konnten ihre Verstorbenen gar nicht mehr sehen. Auch wir mussten die Zahl der Menschen einschränken, die zu einem Toten kommen können. Nur so konnten wir die Sicherheit aller gewährleisten.

Corona hat vieles überschattet – auch den Zugang zum eigenen Schmerz.

Als Rednerin erlebe ich es als seltsam, in die teils verhüllten Gesichter zu blicken. Es ist für mich dadurch viel schwieriger, die Resonanz der Gemeinde zu spüren.

Meine erste Trauerfeier mit Masken fühlte sich fast unwirklich an. Alle saßen da mit Abstand, mit ihren Masken vor dem Gesicht. Sie wirkten auf mich wie Außerirdische, wie Wesen aus einer ganz anderen Welt, mit anderen Riten.

In den ersten Tagen mussten wir, buchstäblich von einer Minute auf die andere, Angehörige anrufen und Trauerfeiern absagen. Nur jeweils zehn Personen durften mit ans Grab. Jeden Tag gab es neue Nachrichten, neue Auflagen und Regelungen. Jede Kommune entschied für sich, wie sie die Regelungen umsetzt. Auch die Friedhofsämter mussten sich minütlich auf neue Situationen einlassen und dies dann mit uns und anderen kommunizieren.

Das war anstrengend, auch aufregend. Der kluge Austausch mit vielen der Ämter war unglaublich konstruktiv. Das und das große Wir-Gefühl bei uns im Team hat uns Sicherheit gegeben, genährt und getragen.

Heute hat sich vieles entspannt. Die Feierhallen sind wieder geöffnet. Drinnen muss weiterhin Abstand gehalten werden. Die Sitzplätze in den Feierhallen liegen weit voneinander entfernt. Manchmal trauen sich auch die engsten Angehörigen nicht, näher zusammenzurücken. Draußen vor den Hallen ist die Anzahl der Gäste nun nicht mehr beschränkt. Fast überall sind auch die Aufbahrungsräume wieder geöffnet: Man kann Verstorbene wieder vor der Trauerfeier sehen.

Unsere eigene Feierhalle in Stuttgart-Degerloch halten wir noch immer geschlossen. Wir haben sie in ein großes Besprechungszimmer verwandelt, damit wir dort einen größeren Gesprächs-Raum für mehrere Personen haben. In unseren Niederlassungen in den anderen Stadtteilen sind jeweils nur zwei Angehörige erlaubt, denn sonst könnten wir die Abstandsregeln nicht so gut einhalten.

Unsere Mitarbeiter-Besprechungen machen wir online, im Internet über Zoom. Schon seit Februar haben wir alles so organisiert, dass sich unser Team nicht mehr in größeren Gruppen begegnet, sondern immer in festen, kleinen Gruppen zusammenarbeitet. So haben wir unsere eigene Arbeitsfähigkeit garantieren können.

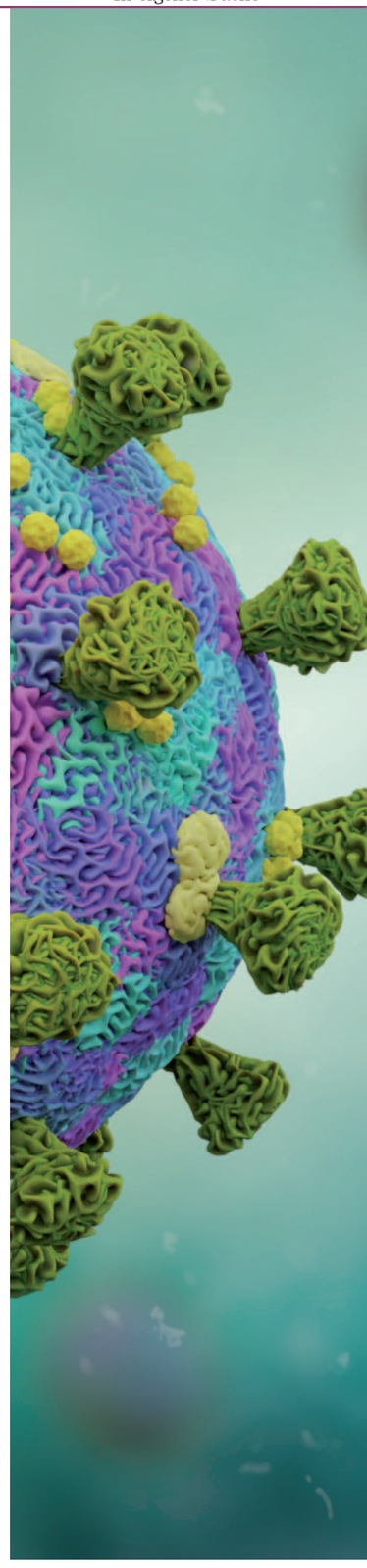
Wir haben in dieser Zeit auch zwei neue Mitarbeiterinnen eingestellt. Vorstellungsgespräche und Bewerbungspraktika waren natürlich mit Maske. In einem ersten Bewerbungsgespräch über Zoom hat die Technik noch nicht richtig funktioniert. Deswegen erschien die Bewerberin nur als Geist, mit weißen Stellen, wo man ein Kinn oder eine Stirn vermuten könnte. Wir nannten sie fortan den guten Geist. Sie fängt am 1. August an, bei uns hier in der Verwaltung zu arbeiten.

Traurig für uns ist, dass wir einen Teil jenes Weges, den wir gerne mit Angehörigen gehen, derzeit nicht gemeinsam gehen können. Unser Trauercafé kann im Moment nicht stattfinden, weil wir die räumlichen Vorgaben nicht einhalten könnten. Unsere alljährliche Gedenkfeier musste zuerst verschoben werden und ist nun für den September ganz gestrichen.

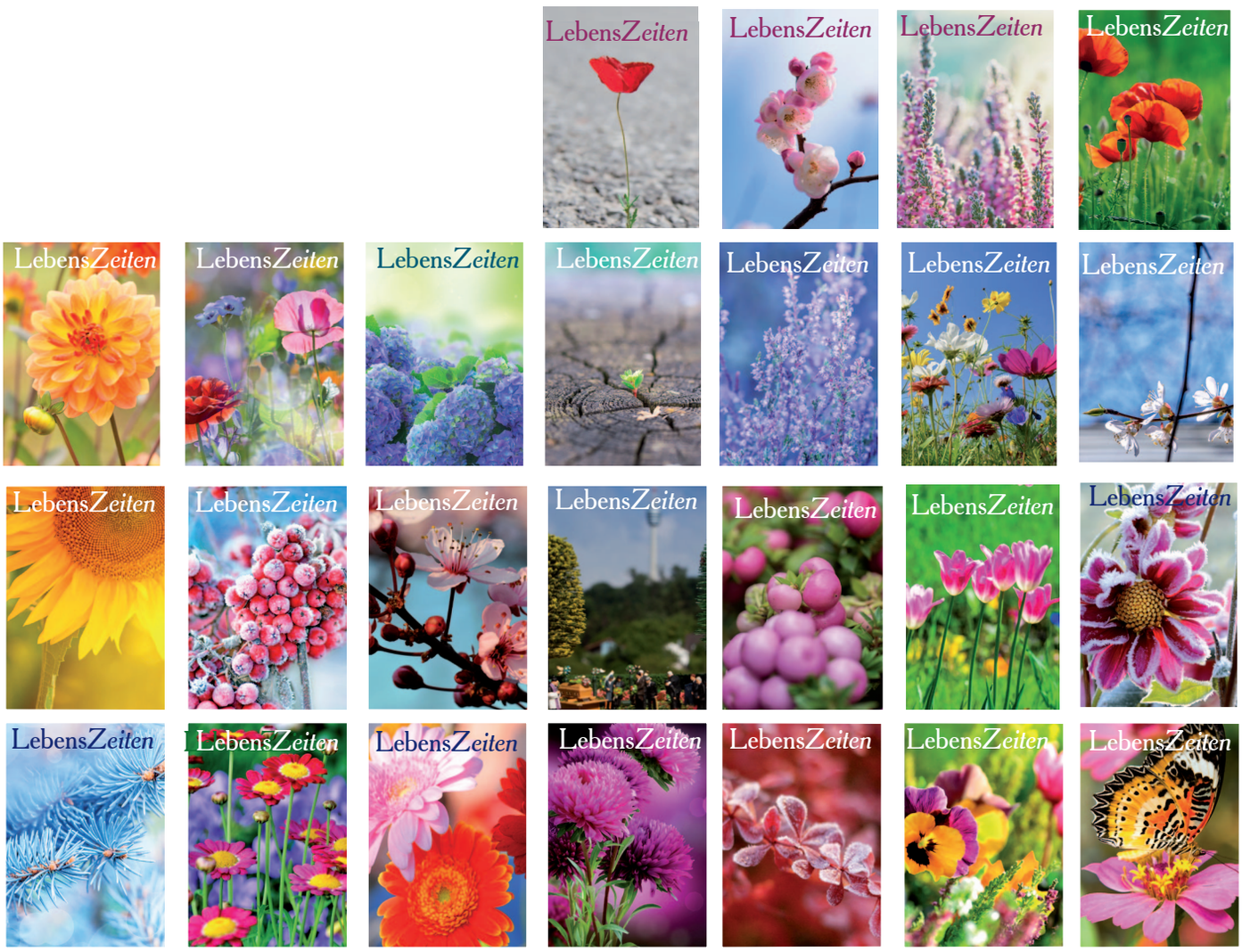
Aber dafür haben wir am 20. August ein kleines Sommer-Konzert mit Lesung im Garten. Trotz alledem. Und natürlich mit Abstandsregeln.

Wir hatten während der ersten Welle der Pandemie auch die ganz konkreten Berührungen mit Menschen, die an Corona gestorben sind. Und Angehörige, die nicht mehr zu ihren Toten durften. Nicht alle, die an Corona starben, waren so alt, wie man zunächst aus den Nachrichten hörte. Nicht alle hatten nachvollziehbare, bekannte Vorerkrankungen.

Als Bestatter sind wir den Umgang mit infizierten Verstorben gewohnt, solche Situationen gab es schon vor Corona. Wir haben gut etablierte Schutzmaßnahmen. An den Umgang mit möglicherweise infizierten Angehörigen oder Kollegen gewöhnen wir uns aber nur sehr schwer.



LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, und Mut machen für das Leben danach. Ein Magazin des Bestattungshauses Haller.



Möchten Sie LebensZeiten regelmäßig erhalten?

Dann senden Sie diesen Coupon an LebensZeiten, Bestattungshaus Haller, Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart oder kontaktieren Sie uns per E-Mail an lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de.
Wir schicken Ihnen die nächsten Ausgaben von LebensZeiten zwei Jahre lang zu, innerhalb Deutschlands kostenlos.

Vorname: Nachname:

(LZ26)

Straße: PLZ & Ort:

(Kunden des Bestattungshauses Haller erhalten LebensZeiten automatisch zwei Jahre lang.)

Impressum

LebensZeiten, Herausgeberin & Redaktion: Andrea Maria Haller, Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart, Internet: www.bestattungshaus-haller.de/magazin-lebenszeiten
E-Mail: lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de · Lektorat: www.renkenberger.net
Druck: Offizin Scheuffele · Auflage 3.200 · LebensZeiten erscheint vierteljährlich.